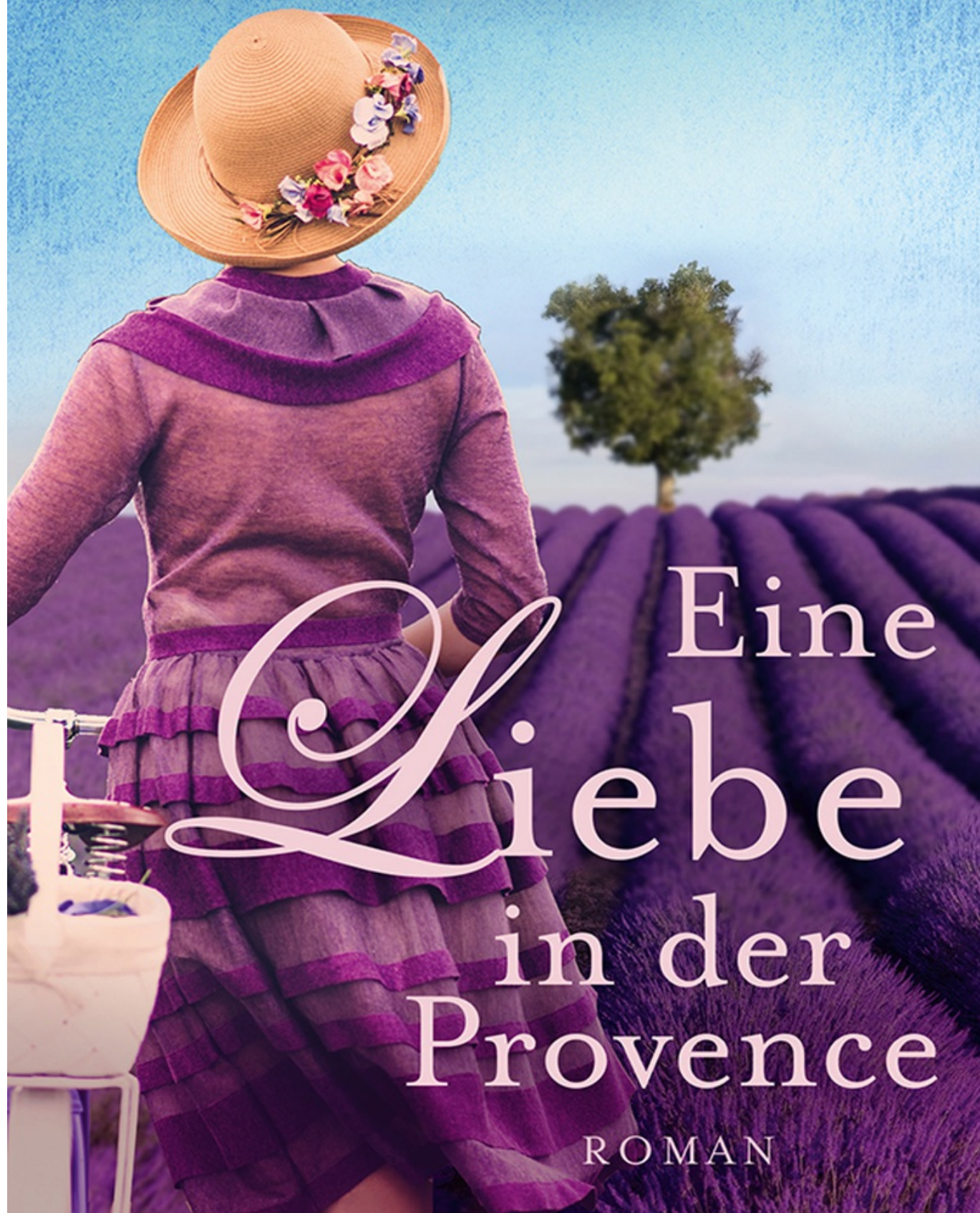


TANIA  
SCHLIE

dot  
books



Eine  
Liebe  
in der  
Provence

ROMAN

gegen die Stämme geschlagen, um überhaupt etwas zu fühlen. Ich habe immer noch gehofft, Mama würde plötzlich wieder dasein. Ich ertappte mich dabei, wie ich nach ihr rief, ganz so, als wäre sie nur kurz in ein anderes Zimmer gegangen. Ich konnte einfach nicht begreifen, daß sie nie wiederkommen würde. Richtig verstanden habe ich das erst, als wir zurück in Hamburg waren. Bis zu dem Moment hatte ich mir eingeredet, sie sei nur nicht mit in die Ferien gefahren und würde zu Hause wieder bei uns sein. Aber es kam niemand mehr, um mich morgens zu wecken, niemand sagte mir, was ich anziehen sollte oder daß es Zeit sei, sich die Hände zu waschen. Niemand fragte mich, wie es in der Schule gewesen war. Es hört sich vielleicht komisch an, aber daß meine Mutter tot war, begriff ich erst im Alltag. In den Tagen gleich nach Mamas Tod hatte ich vor allen Dingen Angst, meinen Vater verloren zu haben. Denn er war zwar anwesend, aber dennoch nicht erreichbar für mich.«

Die Erinnerung an diese Tage, die die schrecklichsten in ihrem Leben waren, kam mit aller Macht zurück zu Hanna. Sie seufzte tief auf, bevor sie weitersprach.

»Sophie hat meine Einsamkeit gesehen. Am zweiten Tag nach dem Unfall stand sie plötzlich vor mir, und wie zuvor hat sie ganz einfach meine Hand genommen und ist mit mir hinüber in ihr Haus gegangen. Ich bin hinter ihr hergelaufen wie ein herrenloses Hündchen. Dann saßen wir uns in ihrer Küche gegenüber. Sophie hat Brot und Wurst vor mich hingestellt, die ich in mich hineinschlang. ›Dein Vater hat wohl vergessen, für dich zu kochen?‹ hat sie gefragt, und damit war irgendwie alles gesagt.

Die nächsten Tage habe ich fast ausschließlich bei ihr zugebracht. Ich bin nur zum Schlafen nach Les Oliviers hinübergegangen. Sophie hat mich bereitwillig in ihr Haus gelassen. Ich bin ihr überallhin gefolgt, habe ihr beim Kochen und Putzen zugesehen und wie sie die Hühner gefüttert hat. Sie ist mit mir in den ersten Stock ihres Hauses hinaufgestiegen. Dort oben war ein ganz ungewöhnlicher Raum. Auf der ganzen Länge gab es geheimnisvolle Regale, die ich mir nicht erklären konnte. ›Hier war früher eine *Magnanerie*‹, sagte sie zu mir. Weißt du, was das ist?« Hanna sah zu Marita hinüber, die den Kopf schüttelte. »Eine Seidenspinnerei. Ich fand das damals unglaublich spannend und wollte alles darüber wissen. Sophie hat mir erklärt, wie sie als Kind geholfen hat, die Raupen zu züchten. Sie mußte die Blätter des Maulbeerbaumes pflücken, von denen die Raupen sich ernährten. Wenn sie groß und fett genug waren, begannen sie sich einzuspinnen. Am Ende des Raumes standen die großen Gefäße, in denen die Kokons gekocht wurden, damit die Tiere starben und der Faden sich abwickeln ließ. Vor dreißig Jahren war die Seidenspinnerei schon lange aufgegeben, aber die Regale standen noch da. Wir sind jeden Tag hinaufgegangen, und sie hat mir immer aufs neue von den Seidenraupen erzählt.«

Hanna warf einen gequälten Seitenblick auf Marita. Die nahm ihre Hand, und durch diese Geste ermutigte sie Hanna weiterzusprechen.

»Sophie war da, auch wenn sie nichts sagte. Das Schweigen meines Vaters war anders, bedrohlich. Er war unerreichbar für mich. Irgendwann hatte er genug. ›Schämst du dich nicht? Deine Mutter ist noch nicht einmal unter der Erde, und du suchst dir schon Ersatz? Als wenn irgend jemand sie ersetzen könnte. Ich verbiete dir, weiterhin zu dieser Frau zu gehen.‹ Sein Gesicht war dicht vor meinem, ich konnte die Verzweiflung in seinen Augen

sehen.« Hanna schluckte mühsam einmal und dann noch einmal. Die Scham war wieder da, wie damals, als sie wie ein dicker Kloß im Hals saß, an dem sie zu ersticken glaubte. War sie wirklich bereit gewesen, ihre Mutter, die schöne, kühle Helene Behnsen für eine andere einzutauschen, nur weil sie gut roch und ihr zuhörte?

»Und? Warst du dazu bereit?« fragte Marita.

Hanna zuckte mit den Schultern. »Wie ich es heute sehe, hat Sophie mir damals das Leben gerettet, und dafür muß ich ihr unendlich dankbar sein. Sie hat mir gezeigt, daß das Leben weitergeht. ›Das Leben ist ein wunderbares Geschenk, das man mit ganzem Herzen annehmen muß.‹ Das waren ihre Abschiedsworte, als wir eine Woche später das Haus verriegelt haben, um nach Deutschland zurückzufahren und meine Mutter zu beerdigen.«

»Und danach? Warum bist du nie wieder hier gewesen, um sie zu besuchen? Sie hat dir doch offensichtlich viel bedeutet.«

Hanna sah Marita mit einem gequälten Lächeln an. »Kannst du dir vorstellen, daß ich Sophie vergessen hatte, bis Pierre sie vorhin erwähnt hat?«

»Dein Vater hat sie abgelehnt und dir Schuldgefühle ihretwegen eingeredet, und du hast Sophie aus deiner Erinnerung verdrängt. Das ist gut möglich.«

»Wäre es nicht so gewesen, hätte ich bestimmt früher den Mut gehabt, herzukommen. Ohne Sophie blieb nur die Angst vor den schlimmen Erinnerungen, die an diesem Haus hängen. Ich fürchte mich immer noch davor.«

Hanna nahm die Taschen wieder auf. »Laß uns hineingehen und die Sachen in den Kühlschrank stellen. Es ist zu heiß hier draußen. Ich muß dir auch noch etwas anderes erzählen.«

Gemeinsam gingen sie ins Haus, räumten die Lebensmittel weg und setzten sich dann mit einem Eistee auf die Terrasse.

»Ich muß dir etwas sagen. Ich hätte es schon viel früher tun sollen. Schließlich bist du meine beste Freundin.« Hanna fing Maritas erstaunten Blick auf, bevor sie weitersprach.

»Als ich siebenundzwanzig war, im letzten Jahr mit Daniel, bin ich schwanger geworden. Ich habe das Kind abgetrieben«, sagte sie dann mit leiser Stimme, denn die Erinnerung an diese Zeit tat ihr immer noch weh.

Marita reagierte nicht gleich, denn auch sie hatte ein schlechtes Gewissen in dieser Sache.

»Das wußte ich bereits von Susanne«, entgegnete sie dann.

Hanna wurde vor Scham und Wut rot. »Sie hat es dir erzählt?«

Marita lachte bitter. »Du kennst doch Susanne. Es hat ihr eine ziemliche Freude gemacht, mir das aufzutischen und zu erfahren, daß sie ein Geheimnis mit dir hatte, von dem ich nichts wußte.« Sie sah Hanna in die Augen. »Aber ich kann verstehen, daß du es nicht in die Welt hinausposaunt hast.«

»Trotzdem tut es mir leid, daß ich es dir nicht früher gesagt habe. Ich möchte keine Geheimnisse vor dir haben. Es hat nichts damit zu tun, daß ich dir nicht vertraue, das weißt du doch?«

Marita nickte.

»Ich habe damals mit dem Gedanken gespielt, das Kind zu behalten.«

»Daniel wäre auch wegen eines Kindes nicht zu dir zurückgekehrt, so wie der gestrickt war. Er hatte doch eine geradezu panische Angst vor allem, was nur den Hauch des

Bürgerlich-Normalen hatte.«

Hanna sah sie an und wußte, daß Marita recht hatte. »Stimmt«, sagte sie, »und mein Vater wäre aus allen Wolken gefallen, wenn er es erfahren hätte. Trotzdem bin ich mir bis heute nicht sicher, ob es richtig war, das Kind abzutreiben. Ich wußte einfach nicht, was ich tun sollte, und es war niemand da, mit dem ich reden konnte. Und dann kam Susanne und hat die Dinge für mich geregelt. Ich war froh, daß sie für mich entschieden hat. Doch als alles vorbei war, fing ich an zu zweifeln. Und heute glaube ich, daß ich mir damals die Chance auf ein Kind genommen habe. Das ist wahrscheinlich meine Strafe.«

»Aber was redest du dir denn da ein? Dein Arzt hat dir doch bestätigt, daß du Kinder haben kannst«, rief Marita.

»Organisch ist bei mir vielleicht alles in Ordnung, aber zum Kinderkriegen gehört mehr. Wer weiß denn, ob ich genug Kraft und Liebe für ein Kind aufbringen könnte?« Auch darüber hatte etwas in dem Buch gestanden: Daß die Frauen, die ohne Mutter aufgewachsen waren, an ihrer eigenen Mutterrolle zweifelten.

Hanna sprach weiter und erzählte, was Marita im Grunde schon wußte. Daß sie in ihrem Beruf und vor allem in ihrer Ehe unglücklich war, daß die Enttäuschung über ihr unvollkommenes Leben sich immer mehr in ihr ausbreitete und sie unbedingt etwas ändern wollte, bevor es zu spät war. »In dem Buch, das du mir gegeben hast, steht, daß man sich seinen Gefühlen stellen soll. Und plötzlich habe ich geahnt, daß ich, wenn überhaupt, dann nur hier in Saint Luron die Kraft dazu finden würde. Und nachdem Pierre mich vorhin an Sophie erinnert hat, ist mir eingefallen, daß sie mir damals geholfen hat, über die erste Zeit nach Mamas Tod hinwegzukommen. Wer weiß, vielleicht hat sie noch einen Rat für mich? Das hört sich ziemlich bescheuert an, nicht wahr? Wahrscheinlich spricht die pure Verzweiflung aus mir.«

»Du mußt unbedingt zu ihr hinübergehen«, antwortete Marita.

»Ich gehe gleich morgen früh.«

\*\*\*

Das Gespräch mit Marita und die Erinnerungen, die die Erwähnung von Sophies Namen heraufbeschworen hatte, ließen Hanna für den Rest des Tages nicht los. Wie hatte sie all das nur die ganzen Jahre über vergessen können?

Für Hanna war das Leben seit jenem Unglückstag ein anderes geworden. Es war schwer genug, mit zwölf Jahren die Mutter zu verlieren. In einem Alter, wo ein Mädchen ganz allmählich beginnt, sich von ihr abzugrenzen, sie aber dennoch dringend braucht, um ihren Platz im Leben zu finden. Helene Behnsen hatte Leichtigkeit und Unbeschwertheit in die Familie gebracht. Und durch ihr Vertrauen hatte sie Hanna stark gemacht. Wäre sie noch dagewesen, hätte Hanna den Mut gefunden, sich gegen Susanne zur Wehr zu setzen und Viola als Freundin zu gewinnen. In ihrer selbstverständlichen Toleranz und den, wenn auch zögerlichen Ansätzen zur Emanzipation war sie das ideale Gegengewicht zu ihrem Mann.

Bereits vor dem Unfall verbrauchte Hermann Behnsen seine ganze Kraft und Kreativität in seinem Immobiliengeschäft, zu Hause war er eher kleinlich. Nachdem Helene tot war, kannte er nur noch Pflichterfüllung, Haltung, Buße. »Ein Anrecht auf Glück gibt es nicht.

Es kann von heute auf morgen vergehen. Das einzige, worauf man sich im Leben verlassen kann, sind die eigenen Fähigkeiten und Verdienste«, wiederholte er bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Hanna mißtraute diesem Wahlspruch, wußte ihm aber nichts entgegenzusetzen.

Ihre Schwester Maren versuchte ihr zu helfen. »Es war nicht deine Schuld«, sagte sie immer wieder zu ihr. Und: »Du mußt nicht alles mit dir geschehen lassen, weil du glaubst, kein Recht auf Glück zu haben.« Hanna glaubte ihr nicht. Maren war damals gerade zwanzig geworden und studierte bereits in Berlin. So blieben Hanna und ihr Vater allein in dem weitläufigen Haus an der Elbchaussee zurück. Die Räume waren zu groß für sie, es gab zu viele Zimmer, die ungenutzt einstaubten, in die sie nicht zu gehen wagten.

Hannas Leben wurde immer enger, obwohl sie in ein Alter kam, in dem es doch reicher werden sollte. Eine ganze Weile lang gelang es ihr, aus der Begegnung mit Sophie, aus ihrer Lebensbejahung und der selbstverständlichen Fröhlichkeit, die sie ausstrahlte, Kraft zu schöpfen für die Stille und Leere, die sie umgab. Doch die Erinnerung verblaßte, bis sie schließlich ganz von der sie umgebenden Traurigkeit überlagert wurde.

## Kapitel 4

Wie immer vor schwierigen Situationen überlegte Hanna vor dem Spiegel lange, welche Brille sie aufsetzen sollte. Sie besaß ein knappes Dutzend, in allen Formen und Farben von schrill-auffällig bis randlos-unsichtbar. Brillen waren Hannas große Leidenschaft. Sie verfluchte sich für ihre Kurzsichtigkeit, die in den letzten Jahren stärker geworden war und sie zwang, fast immer eine zu tragen. Wenn sie sich belohnen wollte, kaufte sie meistens eine neue Brille. Wenn erste Fältchen oder Ärger sie frustrierten: Eine neue Brille half ihr darüber hinweg. Und dann hatte sie die Qual der Wahl. Welche sollte sie heute aufsetzen? Gab es eine Brille die dazu paßte, nach Jahren zum erstenmal mit einer alten kranken Frau zu sprechen, die früher einmal sehr wichtig gewesen war und von der man sich Klarheit erhoffte? Welchen Eindruck wollte sie bei Sophie hinterlassen? Hanna zerbrach sich darüber den Kopf, dann ging sie ins Schlafzimmer, um die Brille zu holen, die sie am Vortag getragen hatte. Es war doch unsinnig, jetzt über so etwas nachzudenken!

»Ich würde ja gerne mitkommen, weil ich diese Sophie kennenlernen möchte, aber ich glaube, du gehst besser allein«, sagte Marita, die mit einem Buch auf der Terrasse saß.

»Ja, da muß ich allein hin. Ich frage mich, was aus ihr geworden ist. Ich bin ganz aufgeregt.«

»Alles andere wäre ein Wunder.« Marita stand auf umarmte Hanna. »Hoffentlich findest du bei ihr, was du suchst«, sagte sie und schob Hanna in die Richtung der Gartentreppe. »Ich warte hier auf dich.«

\*\*\*

Sophie öffnete die Tür sofort nach dem ersten Klopfen.

»Hanna«, sagte sie nur. »Ich freue mich. Ich wußte, du würdest den Weg zu mir finden. Komm herein.«

Hanna hatte keine Zeit, sich über diese Begrüßung zu wundern, die so beiläufig war, als wäre sie nur einen Tag fort gewesen, nicht fast drei Jahrzehnte. Die Vertrautheit des Geruchs, der sie umgab, sobald sie die Schwelle überschritten hatte, nahm ihr den Atem: Lavendel und Rosmarin, dazu eine Nuance, die nach säuerlicher Milch roch. Ihr Herz tat ein paar unregelmäßige Schläge. Sie blieb stehen, schloß die Augen und holte einmal tief Luft. Links vom Hausflur ging es in die einfache Küche. Sie sah noch fast genauso aus wie damals. Ein Wachtuch auf dem Tisch, ein kleiner Kühlschrank mit dem Toaster darauf, daneben ein einfacher, gelb gestrichener Geschirrschrank. Sophie lud Hanna mit einer Armbewegung ein, ihr zu folgen.

»Setz dich doch«, sagte sie und nahm am Tisch Platz.